

Sie hatte Haare, die schienen schier in Flammen zu stehen, so brennend rot waren sie.

Rico blieb wie gebannt sitzen. Abendwind kam vom Meer und verfring sich in den dichten Blättern des Guanacaste-Baums, der am Rand der kleinen Bucht stand und seine ausufernde Krone in den dunkelblauen Himmel reckte. Die starken Zweige wucherten über Rico hinweg. Sie waren das Dach einer Bühne, die nur dieser jungen Frau gehörte.

Er saß da, auf seinem Felsen, und wartete ab. Die Zigarette in seinem Mund schmeckte nach dem bisschen mehr Leben, das keiner braucht, aber jeder haben möchte. Abwarten, das hatte er gelernt, bis zum Zugriff, dann, wenn man keine Zehntelsekunde mehr warten durfte. Dann, wenn es um ebenjenes Leben ging, das jeder noch um diesen einen Moment verlängern möchte.

Er war früher in Berlin beim SEK gewesen, dem Spezialeinsatzkommando der Polizei, Direktion 4, Abschnitt 51 bis 57, was so lauschige Einsatzorte wie den Görlitzer Park oder das Kottbusser Tor bedeutete. In der jahrelangen, von brutaler Aussiebung begleiteten Ausbildung hatte er vor allem eines gelernt: unter der Vorgabe des unbedingten Opferschutzes jedes beliebige Ziel mit jeder beliebigen Waffe zu jeder beliebigen Zeit auszuschalten. Und noch eines hatten sie ihm beigebracht: nur dazusitzen, in der eisigen Stille eines zu 100 Prozent schallabgedichteten Kellerraums, wo massiver Beton zurückstarrt und sonst nichts.

In so einen Raum darfst du nichts mitbringen, kein Handy, keine Uhr, keinen Schmuck, kein Nichts. In so einem Raum bist du nur noch Werkzeug. Rico war dagesessen, an einem dunklen Metalltisch, neben und gegenüber ihm seine Kollegen, deren Gesichter er nicht sah, nur schwarze, schweigende Sturmhauben und die Stille und das Warten, bis die Tür aufgerissen und alles laut wurde. Er hatte in den Beton hineingestarrt und lautlos die Sekunden gezählt.

Kaum dass ihre Zehenspitzen den nassen Sand der Bucht berührt hatten, zog sich die junge Frau ihr schwarzes Kleidchen über den Kopf, und zurück blieb unter dem brennenden Rot nur ein einziges makellostes Weiß, eine tänzelnde Leerstelle in der bunten, wogenden Abendhitze. Rico saß da und blies blauen Rauch in die glühende Atmosphäre.

Nach der Katastrophe mit seiner Familie hatte er einen Teil von sich in Berlin zurückgelassen, aber die Fähigkeit, auf seinem Arsch zu sitzen und sofort zu funktionieren, sobald der Alarm losgeht, hatte er behalten. Deshalb auch sein neuer Job: Sicherheitschef eines Luxusresorts in Puerto Limón, einem der schönsten, aber auch gefährlichsten Plätze Costa Ricas. Hier saß er und wartete auf das Schlimmste. Auch jetzt, in dieser kleinen verborgenen Bucht einen Steinwurf vom Hotel entfernt, blieb er einfach auf seinem Felsen hocken und sah, wie die Dinge aus dem Gleichgewicht fielen.

Die junge Frau tauchte ins Meer, und das klare Wasser umhüllte ihren weißen Körper. Rico zog so stark an seiner selbstgedrehten Zigarette, dass die Glut seine Lippen versengte.

Er sah jeden schwarzen, penibel ausgelöschten Strich unter der weißen Leinwand ihrer Haut. Das hatte er gelernt vom Starren, sogar hinter den Beton zu blicken.

Der Guanacaste knackte unter der beginnenden Kühle des Abends. Rico atmete den Rauch aus und das Meer ein. Man sagt den Guanacaste-Bäumen nach, dass sie in Wahrheit tausend Bäume sind, die sich zum Schutz gegen das Böse so lange zusammengedrängt haben, bis aus ihnen einer wurde. Rico spürte das Leben in seinem Körper kribbeln, beißende Elektrizität von den Zehen bis zum Scheitel. Und er sah die flackernde Aura der jungen Frau, die das kalte Meerwasser abdämpfte wie einen Schwelbrand.

Es war sinnlos, so oder so. Die junge Frau würde wieder aus dem Meer steigen müssen, irgendwann, und dann wäre sie erneut nackt und hilflos. Und so, wie das Leben eben ist, würden das die Jäger riechen und schon bald die Verfolgung aufnehmen.

2

Rico mochte seine Beine. Seit er vor einem halben Jahr nach Costa Rica gekommen war, hatten sie sich von stahlhart in weich-schlackernd verwandelt – zwei gemütliche Stumpfen des Nichtstuns. Ein ähnliches Gefühl zufriedener Zärtlichkeit brachte er seiner Wampe entgegen. In den sechs Monaten, die er bereits hier war, war es ihm gelungen, eine kleine Fettschicht auf seinen früheren Sixpack zu türmen.

Seine ehemalige schwarze Einsatzjacke mit den drei großen weißen Buchstaben „S“, „E“ und „K“ auf dem Rücken spannte über den Hüften. Die Ärmel der Jacke hatte er entfernt – sodass die bundesdeutsche Polizeiautorität zur sommerlichen Weste wurde. Um der Uniform den Rest zu geben, hatte Rico auf der Vorderseite noch zwei Sticker aufgenäht: eine Rose, von zwei Handfeuerwaffen umschlungen, das Emblem seiner Lieblingsband, sowie eine betende Maria, kniend am Strand vor einem rotgoldenen Sonnenuntergang, umrahmt mit dem Schriftzug „Vaya con dios“. In Lateinamerika gehören Kitsch und Religion zusammen. Genauso wie Reichtum und Armut.

Oder Leben und Tod.

Es hämmerte an der Tür. Rico verstand nicht viel von dem harten spanischen Slang, nur dass es Ramón war, der ihn abholte und es mal wieder eilig zu haben schien.

„Da ist er in Costa Rica der Einzige“, dachte Rico und schlüpfte in seine 80er-Jahre-Badehose, die eher an einen Oma-Slip erinnerte. Das gesamte optische Verbrechen er-

strahlte dann auch noch in grellen blau-weiß-roten Farben im Stile der Nationalflagge von Costa Rica.

Rico hielt nicht viel von nationalstolzen Kleidungsstücken. Allerdings war diese Art veralteter Badeslips – sie erinnerten ihn an eine bessere Zeit, als Langnese das einzige Eis war, mit nur zwei Sorten – hierzulande in seiner Größe allein in den Nationalfarben zu erhalten. Er hatte Restposten davon in einem Straßenladen entdeckt und gleich zwölf Stück gekauft. Seitdem war das (tagsüber) seine Unterbekleidung. Sein Spitzname war die logische Folge von all dem. Costa Rico hieß eigentlich Richard Graber. Diesen deutschesten aller Deutschnamen konnten und wollten die Einheimischen nicht aussprechen.

Er hatte sich diesen Spitznamen nicht ausgesucht, aber er mochte ihn vielleicht gerade deshalb. Von seinem einstigen Ich war dieser Name so weit entfernt wie der Lärm des Berliner Autobahnzubringers von einer Bob-Dylan-Melodie. Die man sich immer und immer wieder anhören kann. Wie Meeresrauschen.

„Rápido, rápido!“, bellte Ramón, und Rico murmelte etwas, das zwischen „sí, claro“ (ja, klar) und „sicario“ (du Auftragskiller) alles bedeuten konnte.

Die Kaffeeauslieferung war ein eingespieltes Ritual. Maximilian Prachel, Chef des Luxusresorts und im Hauptberuf Wiener, hatte die „sowas von genialste Idee, bitte“ gehabt, billigstes Instantpulver aus Österreich an die heimische Bevölkerung als Kaffee-Kunstwerk „Made in Vienna“ zu ver-

scherbeln. Dass in Costa Rica der beste Kaffee überhaupt wächst, war Prachel dabei, um im Duktus zu bleiben, ziemlich „wurschtscheißegal“.

Rico kletterte auf die Ladefläche des klapprigen Lieferwagens und klemmte seine rot verbrannten Oberschenkel hinter das wackelige Außenblech. Sich auf diese Weise von A nach B transportieren zu lassen, ist in Costa Rica normal. In diesem Land hängt man nicht allzu sehr am Leben.

Hunderte Tüten Kaffee türmten sich auf der Ladefläche, in die sich Rico kuschelte wie in ein aromatisches Himmelbett. Beinahe hätte er es sich auf Bismarck gemütlich gemacht, Ramóns Vater, der sich den Päckchen chamäleonartig in Haltung und Farbe anpasste. Ein kleiner, drahtiger Mann, von Sonne und den Jahren wie die perfekte Kaffeebohne getrocknet. Nur sein blendendes Dauergrinsen vor erstaunlich weißen Zähnen hob sich davon ab.

Nun hievt sich auch La Bomba, als letzter Bestandteil des Kaffeeliefertteams, auf die Ladefläche – wie immer im weiß-blauen Nationaltrikot Argentinien, wie immer die schwarzen Locken zur voluminösen Gedächtnismatte geföhnt. La Bomba als Verehrer der Fußballlegende Diego Armando Maradona zu bezeichnen, war noch eine Unternehmung. Der einstige kleine Kugelbauchbomber suppte ihm aus jeder seiner Poren. In Sachen ihrer Begeisterung für Koks hatten sie beide was gemein, nur dass La Bomba hier kein Genie am Ball war, sondern nur ein gutmütiger Fettsack mit Knarre, dessen Gutmütigkeit allerdings – je nach Tageslaune und Situation – ein jähes Ende finden konnte.

Sie fuhren los. Die Ladefläche bebte unter der holprigen Straße, und der Himmel über ihnen war so frei wie nirgendwo. Rico genoss genau das. Wenn man von allem das Dach abschneidet.

Er hielt seine Handflächen in den Wind wie zwei Vögel, die sich schief umkreisen. Ein Motorradfahrer überholte den Truck und schnitt so nah am Fahrzeug vorbei, dass Rico die Luftverdrängung des Helms an seinen Fingerspitzen fühlte.

Der Lastwagen auf der Gegenseite verfehlte den Biker nur um Haaresbreite. Wie ein Tanker an einem Segelboot rammte er an dem klapprigen Lieferwagen vorbei, sodass der ins Straucheln geriet, aus der Spur brach und in einem Schlagloch hängen blieb. Rico riss es fast von der Heckklappe, sich im letzten Moment an eine verrostete Metallstrebe klammernd.

La Bomba rieb sich unbewegt Koks aufs Zahnfleisch. Während ihrer Kaffeelieferungen schien es ihm niemals auszugehen. Bismarck spuckte grinsend eine dunkle Masse über die Heckklappe – was entweder Kautabak war oder seine sich langsam auflösenden Innereien. Bismarck hatte Magenkrebs, worum er sich allerdings wenig scherte. Er grinste einfach weiter.

Rico wischte sich den Schweiß vom Gesicht und versuchte, das Grinsen zu erwidern.

Es war definitiv Zeit für den ersten Schnaps.

In Puerto Limón und Umgebung gibt es Hunderte dieser Läden, die alle gleich aussehen – ein bunt beklebter Holzverschlag mit Theke und Schiebefenster, hinter dem die Kunden eine Wundertüte des Einzelhandels erwartet. An

guten Tagen findet man zwischen Toast, Tacos und Windeln gern auch mal getweetete Herrenhüte aus den 70er-Jahren. Oder ausrangierte Fellmäntel aus Europa, welche die Einheimischen ungläubig betasten und sich dabei fragen, wer zum Teufel die hier zu welcher Gelegenheit tragen soll.

Was es allerdings immer gibt, ist Coca-Cola. Und Schnaps. Der heißt Rum in Costa Rica und ist ordentlich schwergewichtig. Genauso wie die meisten Verkäuferinnen, da fast alles Fertigessen in ihrem Laden aus Zucker und Fett besteht. Wenn Rico den Raum betrat, kicherten sie wie kleine Mädchen und umarmten ihn energisch auf Bauchnabelhöhe. Der Ex-Einsatzkommandant hatte aufgehört, sich dagegen zu wehren. Er nahm seinen Rum entgegen und trank. „Rico, Rico“, brüllten die Frauen und kicherten noch lauter. Was man dazu wissen muss: „Rico“ bedeutet im lateinamerikanischen Spanischen so viel wie „besonders lecker“ – und das nicht unbedingt in Bezug auf Essen.

Besonders ambitionierte Verkäuferinnen fuhren ihm dabei über die bunte Stickerbrust oder tätschelten gleich seinen Costa-Rica-beflagkten Po. Rico ließ es über sich ergehen. Er hatte eine Wirkung auf Frauen, egal wie viel Bauchfett er sich auch anfraß. Das lag an seinem Gesicht. Es war für seine 40 Jahre enorm jugendlich, beinahe faltenfrei, ein milchbübisches Antlitz, wären da nicht zwei Narben gewesen, die sich links oben auf seiner Stirn kreuzten. Auch eine nachlassende Haarpracht lieferte keinen Hinweis auf sein Alter – aus dem einfachen Grund, dass er keine Haare hatte. Sie waren ihm ausgefallen, schon als Jugendlichen,

von einem Tag zum anderen. Ursache: unbekannt. Ärzte hatten den Kopf geschüttelt und diverse Körperflüssigkeiten an Labore geschickt. Ohne Ergebnis. Am Ende sammelt sich eben nicht alles im Blut.

Als Ausgleich ließ er sich einen Vollbart wachsen, der aber nie über das Stadium des Dreitagebarts hinausging, egal, wie lange er ihn auch stehen ließ.

Die Kaffeelieferung nahmen die Frauen dagegen mit einer fast ängstlich wirkenden Ernsthaftigkeit entgegen, als würde ihnen das Pulver Kaiser Franz Joseph persönlich überreichen. La Bomba nahm einen der Söhne zur Seite, der sein Motorrad vor dem Laden geparkt hatte und seinen Captain-America-Helm noch in der Hand hielt.

Rico prostete derweil Bismarck zu. Der hatte sein Glas bereits geleert und vollführte auf dem einen Quadratmeter Freifläche zwischen Theke und Regalen einen stillen Tanz, in dem er sich um sich selbst drehte und glückliche Gespräche mit einem eingeschweißten Fertig-Burrito führte.

Nach dem achten Laden hingen sie über der Reling. Außer La Bomba. Der konnte so viel saufen und koksen, wie er wollte – er blieb unbewegt wie ein fetter Felsen und sprach ernst in sein Telefon, während ihm der Fahrtwind das lockige Haar zerzauste.

„Amilieri ...“ Rico verstand nicht viel von dem Telefonat, dafür war sein Spanisch zu schlecht und er viel zu hinüber. Nur diesen einen Namen hörte er immer wieder, ehrfurchtsvoll ausgesprochen und demütig dem Mann am anderen Ende der Leitung schmeichelnd. Amilieri war La Bombas

Boss, der Boss von allem hier, das Amen in der Kirche genauso wie das allerletzte Stoßgebet. Und noch eines glaubte Rico immer wieder zu hören, wobei er das eher seinem Rausch zurechnete: „Eine Maske aus Haut. La máscara hecho de piel ... Imposible, maravilloso“, raunte La Bomba immer wieder ungläubig ins Telefon.

Der ehemalige SEK-Beamte hörte nicht mehr hin. Hier und jetzt auf dieser Ladefläche, in dieser anderen Welt, hatten Worte keine Bedeutung mehr. Bismarck kotzte unbeschwert Zeug aus, das nicht gut aussah. Rico hing rücklings über dem Heck und sah alles verkehrt herum. Bismarcks rhythmische Kotzschübe hinterließen auf der Straße beinahe symmetrische Markierungen. „Sweet Child o’ Mine“ krachte aus dem Lautsprecher, und Slash schrubhte den Steg seiner Les Paul in wilden, synkopischen Riffs.

„Gran Artista“, rief Rico Bismarck zu, auf die Kotzspur hinter ihnen zeigend, während er abwechselnd in den Himmel und auf den Asphalt starrte. Er hätte nur die Hand ausstrecken müssen, um beides erreichen zu können.

„Artista de la muerte“, schrie Bismarck zurück und grinste wie ein Honigkuchenpferd beim Ritt in den Sonnenuntergang.

Der Kaffee war ausgeliefert, und nur La Bomba, Bismarck und er waren noch übrig. Bismarck führte Gespräche mit den leeren Kartons, die er liebevoll streichelte, energisch umarmte oder kommentarlos auf die Straße kippte. Rico sah den in Ungnade gefallenen Kartons hinterher, wie sie auf einer umgekehrten Straße in einer umgekehrten Welt in umgekehrten Gräben landeten. Die Umgebung verschwamm

vor Ricos Augen zu einem holpernden Wahrnehmungsbrei: der löchrige Asphalt direkt unter ihm, die ärmlichen Verschläge aus Wellblech und buntem Plastik am Straßenrand und über ihm das intensive Grün der Guanacaste-Bäume.

Der Lieferwagen krachte über die Schlaglöcher und Rico mit dem Rücken auf die Heckklappe. Er spürte keinen Schmerz. Alles wurde übertönt von dem bunten, unendlich lauten Summen dieses Landes.

Dann hob Rico ab. Der Lieferwagen vollführte eine abrupte Vollbremsung, und Rico war kurz davor, mit voller Wucht auf den Asphalt zu knallen.

Bismarck warf sich in einem Moment plötzlicher Geistesgegenwart auf ihn – dabei hatte er sich gerade noch euphorisch mit dem linken Außenspiegel unterhalten. Er warf seinen kleinen, ausgezehrten Körper auf Rico, als gelte es, neben ihm auch gleich noch sein eigenes Leben festzuhalten.

Rico rang nach Luft. Er krächzte, was so viel wie „Gracias“ bedeuten sollte. Bismarck antwortete nicht. Er sah nach vorne.

Für einen einzigen, kurzen Moment verschwand das Lächeln aus seinem Gesicht.

Motorradunfälle sind in Costa Rica häufig – schlechte Straßen, Schlaglöcher und der wilde Drang nach Leben vertragen sich nicht besonders. Das Opfer lag regungslos in einer Blutlache, während der Fahrer des Trucks bleich und zitternd seine Schirmmütze knetete.

Der Helm des verunglückten Bikers – im blau-rot-weißen Design von Captain America – lag einen Steinwurf entfernt im Straßengraben.

3

Rico drehte sich. Die Farben über ihm machten einen Sprung Richtung Decke. Der Laserpointer verfring sich im Rauch der Nebelmaschine. Es gab nichts zu denken. Der Merengue bebte aus dem Lautsprecher. Eine Musik, die niemals Luft holt – und am Ende die Trompeten.

Schweiß und Leben und immer weiterdrehen. Eine männliche Stimme sang von der verlorenen Liebe. Verzerrt und schwer hallten die Worte durch den Nebel. Rico schoss Schweißtropfen in alle Richtungen.

Er war ein verdammtes Schweißschnellfeuergewehr, ein Abbruchkreisel, der sich so schnell drehte, dass er sich gleich in den Boden hineinbrennen würde. Ricos Luft fand heute kein Ende. La Bomba hatte ihn noch ausgefertigt gemacht – mit einem Döschen von seinem Spezialpuderzucker. Und nein, Rico war nicht blöde, er hatte sich noch nicht alle Gehirnzellen rausgesoffen in diesen paar Monaten in Costa Rica. Aber er zog sich trotzdem die Lines runter wie nix. Es war ihm schlicht egal. Egaaaaalll. Fünfmal a, dreimal l. Das Leben hatte ihn aufs Grausamste verarscht. Und das geht genauso gut auch in die andere Richtung.

La Bomba lehnte an der schmutziggrauen Wand neben dem Eingang. Er hatte die Arme vor seinem riesigen Kugelbauch verschränkt und die Augen geschlossen. Er war weder müde noch ruhte er sich aus, dies anzunehmen, war ein Fehler, den die Leute nicht machen sollten. Er war Besitzer dieser Bar, aber gleichzeitig Rausschmeißer, Aufpasser und

unerbittlicher Wächter seiner 20 eingezäunten Quadratmeter, in denen das Leben toben durfte, während genau dieses Leben draußen in einer dunklen Ecke schnell auch mal verlorenging.

Rico rieb sich an den Metallstreben, die bis zur Decke ragten. Das ist der Nachteil vom Nachtleben in einer Stadt wie Puerto Limón: Selbst die Außenbereiche der Bars sind eingezäunt. Aber vielleicht ist es auch kein Nachteil, vielleicht ist es eine Erinnerung, dass hier der Platz ist, an dem sich die Schäfchen noch wie der böse Wolf fühlen dürfen.

Sie war ihm bereits den ganzen Abend aufgefallen. Die Frau war an der Bar gestanden wie jemand, der nicht dazu gehört, während La Bomba seine Aushilfe verscheucht hatte, um ihr persönlich die Drinks über die Theke zu reichen. Offensichtlich kannte er sie, aber sie schienen keine besonderen Freunde zu sein. La Bombas lockig umrahmtes Gesicht blieb ernst, während er üblicherweise bei Kundschaft mit hohem Umsatz in ein breites Dauergrinsen verfiel.

Und der Umsatz dieser Frau war enorm, sie zog eine Piña Colada nach der anderen weg, als wären Sahne, Rum und Ananas ihr Sauerstoff. Dabei sah sie gar nicht aus nach Sahne, eher nach Klarem und Hochprozentigem: harte Gesichtszüge, die an den Wangen spitz zuliefen und Verletzungsgefahr suggerierten. Ein schmaler, sehniger Körper, der nach stetigem Kampf aussah und danach, dem fortschreitenden Alter noch ein paar Jahre der Jugend abtrotzen zu wollen. Nur ihre Augen schienen nicht recht in diese No-go-Area passen zu wollen: Sie waren groß und blau wie das Meer, was sich

allerdings immer nur für Sekundenbruchteile zeigte. Die meiste Zeit kniff die Frau ihre Augen zusammen, als wäre es dunkel um sie herum.

Je betrunkenener sie wurde, desto offener wurden ihre Augen. Sie suchte nach etwas, und Rico war klar, wonach. Der Merengue platzte wild von den Wänden. Der DJ, der hinter seinem Keyboard stand und sich in seinem offenen Hemd für das Epizentrum der Welt zu halten schien, hob die Hand, als gelte es nun, genau achtzugeben. Laute Technobeats mischten sich unter den Zweivierteltakt, und alles in diesem Raum gab noch einmal Gas.

Rico drehte sich gerade um ein junges Tica-Mädchen, dessen kleine Brüste unter ihrem gelben, schulterfreien Top auf und ab hüpfen, und die ihn mit leicht geöffnetem Mund anschnauzte.

Rico hatte kein Interesse. Er war längst die Beute von jemand anderem. Die Augen der Frau fraßen ihn förmlich auf, während sie ihn geschmeidig wie eine hungrige Löwin einkreiste. Ihr dunkler Haarschopf zuckte durch die laserchwangere Luft, wilde, schwarze Haarsträhnen platzten aus ihrem nach oben gebundenen Dutt, während sie mit ihren sehnigen Armen eine unsichtbare Schlinge um Ricos Hüften legte.

Sie hatte gewonnen, das wusste sie. Rico sah es an ihrem kleinen Lächeln, das kurz aufblitzte und ihr Gesicht fast so etwas wie schön werden ließ. Er packte sie und hob sie hoch, während sie ihre langen Beine um seine Hüfte schlang und mit aller Macht die Luft aus seinen Lungen presste. Die

Trompeten und der heiß wabernde Technobeat verstummten in Ricos Kopf. Alles, was er noch hörte, war der Knall zweier abstürzender Meteoriten, die kurz vor dem Aufprall ineinander krachten, um als gemeinsame Masse der Welt auch ganz sicher den Rest geben zu können.

Zurück am Boden riss sie ihn am Arm hinaus aus dem Käfig und in Richtung Strand. Es war Zeit, aufgefressen zu werden.

4

Costa Rica ist nichts für schwache Nerven. Es krepelt einen um, von außen nach innen. Pura Vida, das ist das Motto der Einheimischen. Und genau das trifft es auch. Pures Leben, alles davon.

Und wenn es blöd läuft: auch der Tod.

Die Sonne schob sich über die Palmen, die wie gigantische Windräder Schatten auf die Küste warfen. Das Hotel dahinter war eine moderne Burg aus mehreren stählernen Emporen mit gläsernen Fensterfronten. Auf der obersten Empore sah man über die gesamte Küste hinweg. Drinnen war alles mit weißen Trainingsmatten ausgelegt. Rico hob die Fäuste. Hier oben fühlt sich jeder wie ein König, dachte er.

Und er musste das ausbaden.

Der alte Mann schnaufte wie eine Lok mit verstopftem Dampfventil. Sein kurz geschorener, weißer Bart perlte vor Schweißtropfen. Rico nickte anerkennend. Der Mann mochte um die 60 sein, aber sein gedrungener, kleiner Körper war zu außergewöhnlich schnellen Bewegungen fähig. Heute stand Jiu-Jitsu auf dem Programm, in der Angebotsreihe des Hotels „Selbstverteidigung für Milliardäre“, die laut Broschüre für besagte Einkommensschicht mehr und mehr an Bedeutung gewann. Dabei kam es – wie so oft in Kampfsportkulturen des Fernen Ostens – nicht auf Kraft, sondern mehr auf Taktik an sowie die Schnelligkeit und Geschicklichkeit, diese auch umzusetzen. Kraftumkehr war hier das Stichwort.

Im Jiu-Jitsu verwendet man die Kraft des Gegners gegen ihn selbst. Und der alte Mann hatte jede Menge davon.

Rico wiederum – verkatert und mit immer noch ordentlich Restdrogen im Blut – versuchte sich verzweifelt an besagter Umkehr. Schon beim zweiten Übungskampf bekam er keine Luft mehr. Zwar hätte er den alten Mann innerhalb weniger Handgriffe kampfunfähig machen können, das stand allerdings nicht in seinem Anstellungsvertrag.

Er sollte hier weniger Kampfkunst vermitteln als vielmehr den reichen Säcken das Gefühl geben, unschlagbar zu sein. Was schwierig war für einen Ex-SEK-Beamten. Und fast unmöglich für einen mit ernsthaften Konditionsdefiziten.

Rico behalf sich bei seinen einmal die Woche stattfindenden Seminaren damit, alles erst mal in ausufernden Bewegungen zu erklären und bei der Demonstration von Arm- und Beinschwüngen wie ein affektierter Schwan über die Matte zu watscheln. Das Ganze kombinierte er meist noch mit erfundenen japanischen Kampfklauten, was ihm bei seinen Schülern in der Regel weiteren Respekt und ein paar zusätzliche Sekunden verschaffte.

Sein heutiger Klient schien allerdings diese Taktik relativ schnell zu durchschauen. Er sah sich die gesamte Prozedur ein paar Sekunden an, um dann mit den Worten „Genug getanzt, Schneewittchen“ wie ein brunftiger Junghirsch auf ihn loszuhetzen.

Rico beschloss, erst einmal auszuweichen und mit weit ausgestrecktem Arm um den alten Mann herumzutanzten,

während er sich an besonders exotischen Kampfschreien versuchte. Ging allerdings nach hinten los, da sein Sparringspartner eher noch wütender wurde, und die Kampfschreie Ricos Sauerstoffdefizit zusätzlich vergrößerten.

Es musste etwas passieren, am besten gleich, und am schnellsten ging es immer noch im Infight. Der Alte war gut, das musste man ihm lassen. Seine wilden Fäuste prallten zwar an Ricos zum Dreieck geformten Armen weitgehend ab, ein Schwinger erwischte ihn dennoch am Ohr. Rico fluchte. Der Alte grinste im Bluttausch, ein Zustand, den man beim Jiu-Jitsu vermeiden sollte. Er hob zu einem massiven Tritt an, der allerdings – nach kurzer Drehung von Rico – ins Leere ging. Bei all der Wucht brauchte es dann nur ein leichtes Antippen am Standbein, und der kleine, wuchtige Körper beschrieb einen hohen Bogen in der Luft und kam unsanft auf dem Beckenknochen zum Liegen.

„Au.“

Der alte Mann lag am Boden und glotzte ungläubig. Die junge Frau am anderen Ende der Matte lachte in ihre dünnen Finger hinein. Sie war mit dem rothaarigen Mädchen hier, das Rico in der Bucht gesehen hatte – sie waren wohl beste Freundinnen oder Besties oder Girlfriends oder wie immer man das nennt heutzutage. Und der Typ hier auf der Matte war nichts weniger als der Vater dieser unschuldigen und unberührten Schönheit vom Strand: der plastische Chirurg Professor Dr. Frank Rudolph Stein.

„Lach nicht, du Göre.“ Stein schlug Ricos helfende Hand aus und stand auf. Sein Gesicht glänzte zornig. Das ungleiche

Dreiergespann logierte hier im Hotel bereits seit mehr als zwei Wochen. Urlaub des verwöhnten Einzelkinds mit dem geschiedenen Vater, der im Luxusresort das eigene Fehlen während der gesamten Kindheit wettmachen will – so eine Konstellation gehörte hier zum Tagesgeschäft. Und natürlich auch, dass sich die Tochter zu diesem zweifelhaften Vergnügen als Puffer noch die beste Freundin mitbringt.

Dennoch, etwas stimmte mit diesem Dreiergespann nicht. Wenn Rico sie von ferne miteinander agieren sah, wirkten sie wie Schauspieler in einer Drehpause, die man dazu verurteilt hatte, ihr ganzes Leben in einer gemeinsamen Sitcom zu verbringen.

Bis der Regisseur „Cut“ schreit.

Das Mädchen betrachtete ihn stumm aus ihrer Ecke heraus. Sie hieß Zihán, wenn er sich richtig erinnerte, asiatischer Typ, schwarzer Wuschelkopf, riesige, angeklebte Wimpern. Fast schien es, als wolle sie der Anime-Prinzessin auf ihrem T-Shirt gerecht werden, die großäugig glotzte und irgendwas zwischen Einhorn und rosa Drache zwischen ihre Beine geklemmt hatte. Sie war insgesamt der stille Typ, der wie ein Schatten an der Rothaarigen klebte.

„Okay, du bist dran.“ Rico entschied sich diesmal statt der Kampfschreie für einen Matrix-Move, indem er theatralisch den Arm nach vorne reckte, die Handfläche umdrehte und die Finger zum provokanten Winken senkte.

Zihán grinste abschätzig. „Beim ersten Matrix-Film war ich nicht mal geboren“, flüsterte sie, und es klang nicht mal wie eine Beleidigung.

Eher wie eine Warnung.

„Na, komm schon, Teuerste, hast du den Coach nicht gehört?“ Professor Stein schwitzte pure Herablassung. Zihán hörte auf zu grinsen. Da war auf einmal etwas Neues in ihrem schüchternen Blick: Abscheu.

Mit einem spitzen Schrei stürzte sie auf Rico los. „Oha“, dachte der und stemmte seine Beine in die Matte. Das Mädchen kam über ihn wie ein Wirbelsturm aus knöchigen Fäusten und Füßen. Spitze, kleine, harte Treffer, begleitet von spitzen, kleinen, harten Schreien, die nur ein Ziel zu kennen schienen: kaputtmachen.

Rico versuchte, sie zu fassen, aber genauso gut hätte er eine Ladung Schrotkugeln auffangen können. Kopf, Oberkörper, Leiste – in die sich immer tiefer sein Genitalschutz bohrte – brannten bereits empfindlich. „Scheiß drauf“, dachte Rico und holte das Mädchen per Fußwischer von den Beinen.

Zihán hielt sich wimmernd den Fuß. Dr. Stein glotzte. Ein schadenfrohes Grinsen huschte über sein Gesicht, doch nur für einen Augenblick.

Dann war da auf einmal Angst.

„Zihán, ist dir etwas passiert?“ Dr. Stein stürzte sich zu ihr hinab und kollidierte beinahe mit Rico, der längst dort kniete und behutsam den Knöchel betastete. „Ist wahrscheinlich nur verstaucht. Bandage rum und paar Tage schonen, dann wird das wieder ...“

„Dann wird das wieder, dann wird das wieder ...“ Der alte Mann äffte ihn nach. „Können Sie nicht besser aufpassen? Sie sind doch Profi!“

„Ihr ergebener Sandsack bittet vielfach um Verzeihung.“

Dr. Stein hörte schon nicht mehr zu. Auf einmal war er nur noch auf das verletzte Mädchen fixiert.

„Gehen Sie jetzt endlich zur Seite. Ich bin Arzt.“

„Gerne doch, Doc ... Sie gehört ganz Ihnen.“

Das mäßig verletzte Körperteil nahm Stein mit einer Fürsorge in Augenschein, als gelte es, die Freundin seiner Tochter vor einer drohenden Amputation zu bewahren. Langsam zog er die rötlich geschwollene Haut in die Länge, als wolle er ihr gesamtes Gewebe auf seine Festigkeit hin überprüfen. Zihán stöhnte leise auf, aber Stein ging nicht darauf ein. Wie ein Besessener ließ er die Haut um Ziháns Knöchel immer wieder zurückschnappen, als teste er den Gummizug eines Kleides.

Rico stand auf, zog sich das nasse T-Shirt über den Kopf und griff nach seinem Handtuch. Bevor er den Raum verließ, sah er noch einmal zu Zihán.

Das Mädchen lag auf seine Ellenbogen gestützt da und musterte still die Bemühungen des alten Mannes – wie ein verängstigtes Tier, das nicht weiß, ob es behandelt oder notgeschlachtet wird.